

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts.

### Der Hundertmarkschein.

Von Julius Kreis (München).

So zwischen Herbst und Winter macht zuweilen ein Tag auf, der wie nach Frühling riecht. Da stehen die Berge klar und blau im Süden, und die helle Luft ist erfüllt von einer fast zärtlichen, milden Frische. Haus, Baum, Mensch und Vieh alles steht hell und farbig im Licht und in den Kaminen und Gassen, in Höfen und Blumen steift, braut und kloppt der Frühling, reist mit wilder Eile das letzte weiße Laub aus den schwarzen Ästen und wirbelt es auf und wirbelt es auf. Strich ab. Die Kinder tröhlen vor Lust und lassen sich im Wind treiben. Bisweilen verkrümelt und versteckt sich der Wind in einem stillen Winkel, gibt sich eine kleine Weile ganz milde, beschneidet, um dann mit einem Mal aus dem Hinterhalt sich und toll hervorzuwerfen und heillosen Spah mit Köden, Blüten, Schirmen und Papier zu treiben.

An einem solchen Tag fand der Unterhändler Sebastian Breitwieser auf dem freien Platz, nicht weit vom Schlachthaus, und hatte mit einem Bekannten so im Vorbeigehen eine kleine Handbellschaft auszumachen, wie es sich gerade gibt. Breitwieser wollte irgendeinen Ein- oder Ausfuhrschein aus seiner dicken Brieftasche herausheben da sprang der vorborgehende Wind ums Ed — wiffst du hui — und mit einem starken Blaser mitten in die Brieftasche vom Breitwieser hinein. Er wirbelte aus eisernen losen Scheinen einen blauen Hundert mark empor, noch ehe sich die breite rote Scheinfalte fähernd darauf schlagen konnte. Der Hundert mark tanzte in die Höhe, flog die Strahlenpappe entlang und streifte hier und da, malte, fuhratmal ein paar Schritte hinterdrein, das sein gründerweiser Band nur so schwebte. Dann gab es das Rennen auf und laute mit einer leicht verzerrten Handbewegung: „A! was! las ma'n flug'n! das Dreierl ist d' Zeit net wert.“

Und er wandte sich wieder der Handbellschaft zu. Der Wind spielte den Hundert mark durch Rinnsteine, über Wagen und Wärme weg. Dann ließ er ihn aus den Händen, hatte genug und legte sich wieder dicht hinter eine Mauer. Er hatte es mit einer Hundertmarknote grad so gemacht denn der Wind kann sich so was leisten. Der Pfeiff auf die Waluta.

Da lag nun der Hundert mark, dicht an einem Laternenpfahl. Das Reges kam Eleonore, ein Mädchen mit einer ganz kleinen Veranbarkeit, leicht, heiter und den Rummelplatz vor sich hinhinnehmend, auf den Weg zum Elite-Kino zum Film „Wanda, die Sumppfille, ein Sittenbild aus der Großstadt“.

Hinter ihr ging auf etwa zehn Meter der Kandidat Traugott Weingierl, bewundernd, anbetungsvoll und schüchtern und in den Rallenköpfen einen leisen Hauch von Selbstop und Beiliden. Der kam von Eleonore.

Traugott Weingierl war aus der Provinz auf zwei Tage in den Vollerwerb der Großstadt gekommen, im Süden sowohl einerseits die Hoffnung auf eine Anstellung im Staatsdienst, als auch andererseits den Drang nach Erlebnis und Abenteuer. — Er putzte zunächst, um allem gewachsen zu sein keine Brille und als er wieder klar und rein sah, da dachte er, wie beschämend es wäre, dieser eleganten, hübschen und vornehmen Dame vor ihm ein Ritter sein zu dürfen. Seine Augenlider gingen an Eleonorens Anzugknöpfen und mit wehmütigem Wohlgefallen auf und ab — da — sprang der Wind um die Ecke, rief den Hundert mark auf und fädelte ihn vor Eleonore her. Eleonore brang beglückt hinterdrein, die Röde flog, Traugott Weingierls Herz klopfte und nur der Umstand, daß dicht unter der Knieleiste Eleonorens ein talergrobes Loch in der Kleidung trat, wirkte etwas störend auf den ordnungsliebenden Kandidaten.

Indes: es war ein Loch an herrlichen, wohlgezeichneten Waden und das zerstört die ordnungsliebendsten Grundzüge. Der Hundert mark tanzte und drehte sich — Eleonore schaute mit Hand und Schirm darnach. Der Kandidat, dessen Dranges voll, gefällig zu sein war schon dicht an Eleonore, da löste sich — und das Leben erspart uns solche Privatleben — ein rotarotes Strumpfband, drehte sich einige Augenblicke wirbelnd im Wind und der alte Herr legte es — pfeifend — in die Hände des Kandidaten Weingierl.

Der hielt es errötend und mit stolzen Fingern von sich wie ein gefährliches Reptil und auf keinem Antitz konnte das Glück mit der Veranbarkeit und Scham einen heißen Kampf. — Aber schon hatte sich Eleonore nach ihm umgedreht, ließ den Hundert mark weiter wirbeln und sagte mit der Rechten den geruchsten Strumpf aufhebend: „Geben Sie her!“ Sie legte es so unbedacht, als hätte sie ein Taschentuch verloren und bläute den Kandidaten Traugott Weingierl lächelnd, aber keineswegs verlegen, in die Augen. Das gab ihm Mut. — Er sog den Hut, klopfte die Waden und sagte: „Gestatten Sie, daß ich mich vorstellen darf.“ Sie sah ihn an, als hätte sie ihn schon gesehen. „Gestatten Sie, daß ich mich vorstellen darf.“ Sie sah ihn an, als hätte sie ihn schon gesehen. „Gestatten Sie, daß ich mich vorstellen darf.“

Dieses gab dem Kandidaten, nachdem er sich nun vorgestellt hatte, einen willkommenen Anlaß, auch seinerseits freudige Begrüßungen über das Wetter des Tages auszusprechen und zu fragen, ob seine Begleitung angenehm sei.

Es war es. Nach einigen Worten ging Traugott Weingierl im lebhaften Hinhin, ein toller Wanderer, neben Eleonore und schon nach der zwölften Wende wußte sie Weisheit über die Währung im alten Griechenland, und sie sagte: „Gott, wie interessant! — Schade, daß er davon gesprochen ist.“

Und obwohl der Kandidat aus a) pädagogischen, b) pöbelwirtschaftlichen, c) geschmacklichen Gründen und d) prinzipiell ein Filmgänger war, verstand er mit Eleonore doch im Elite-Kino und der Wind schlug die Tür fest hinter ihnen zu.

Dies geschah zur selben Zeit, als die Zugschrau Katharina Sulzberger das Kino verließ und noch ergriffen von „Wanda, die Sumppfille“ die graue Nüchternheit des Alltags betrat. Da ihr hatten noch nach die dunklen Schattungen eines bewegten Lebens. Sie griffte auf den grauen Umhang und auf die Tüte des Gelds, die das Vaterland in der Tasche verließ. Sie sah, die die das arme Mädchen aus dem Volke, Wanda, die Sumppfille, verfolgte, und über den reichen Grafen kein Hüllhorn ausstüßte. Frau Katharina Sulzberger sagte bitter: „Na! So geht's so! So ist's Leben!“ Und sie schlopfte verdrissen auf. „Unter'n Hütchen halt mir!“ — Da padte der Wind den Hundert mark aus dem Taschennestwinkel auf, trieb ihn vor die Füße. — „Jetzt, da ich aus dem Kino!“ Strahlend blickte Katharina Sulzberger in dem alten Geldbeutel. Sie war plötzlich mit dem Schicksal ausgelöst und im Weitergehen von einer milden Zufriedenheit mit der Weltordnung.

Beim Schweinemetzger Grabler kaufte sie sich — die Geldscheine ist aus alten Zeiten — um den Hundert mark ein Kärtchen Speckwurst — und es ist im Hinblick auf Traugott Weingierl und Katharina Sulzberger geradezu lächerlich zu belauschen, daß Geld nicht glücklich macht. So ein windiger Geldschein.

### Die Geschichte eines Bühnendurchfalls.

Von Hermann Wagner.

Ich hatte einmal die Absicht, ein Stück zu schreiben. Das heißt, diese Absicht hatte ich eigentlich nicht. Meine Absicht war es vielmehr, einen Anlaß zu haben, des öfteren nach München zu reisen. In München sah nämlich ein Idealist, der wirklich die Absicht hatte (nicht aber das Talent), ein Stück zu schreiben. Wie wäre es, dachte ich da bei mir, wenn ich mit diesem zusammen eine dreitägige Komödie schriebe, woraus sich für mich logischerweise der Anlaß zu öfteren Reisen nach München ergeben würde? Ich schied dem Idealisten, und er war einverstanden. Ich möge nur nach München kommen, antwortete er mir, und ihm meine Idee entwickeln.

Ich fuhr nach München und entwickelte ihm meine Idee. Die Idee war von mir. Er fand sie noch weit besser, als er schon gedacht hatte, und da er nicht nur ein Idealist sondern auch ein Optimist war, so fürchtete er nun auch einen großen Erfolg. Der wäre ihm wohl an sich sehr recht gewesen, wenn wenigstens die Idee des Stückes von ihm gewesen wäre. Da er aber überhaupt keine Ideen hatte und da er ebenwomöglich imstande war, fremde Ideen zu gestalten, so sagte er sich, daß es sich wohl nicht auf vermeiden lassen würde, meinen Namen auf dem Theatersettel an die erste Stelle zu setzen. Und das ertrug er nicht. Denn er war nicht nur ein Idealist und Optimist sondern auch grenzenlos eitel und das in einem solchen Maße, daß diese seine Eitelkeit nur noch von keinem Reiz übertrifft wurde. Er neidete mir schon im voraus den großen Erfolg, den ich gewiss mit ihm zusammen haben würde, und dies Gefühl des Neides war so heftig in ihm, daß er aus ihm heraus zum erstenmal in seinem Leben eine eigene Idee gebor. Diese Idee war von ihm. Er hatte sie ausnahmsweise von seinem Zweiten übernommen.

„Gut“, so sagte er zu mir, „es ist schon faul, wenn für ein Stück zwei Autoren schreiben. So etwas macht man heute nicht mehr. Ich schlage vor, daß wir nur einen Autornamen nennen. Natürlich nicht den deinen. Aber auch nicht den meinen. Ich schlage vor, wir wählen ein Pseudonym.“

Ich war objektiv genug, ihm die Ursprünglichkeit dieser Idee neidlos zu überlassen, und so wählten wir jenes Pseudonym, das er perichlusa. Dann grenzten wir die Art ab, auf welche ein jeder von uns an dem Stück zu arbeiten hätte. „Da die Idee zu dem Stück nun einmal von dir ist“, sagte mein Kompagnon, „so wird es das beste sein, wenn du auch das Szenarium des Stückes machst.“ — „Gewiss“, sagte ich. — „Aber“, so fuhr mein Kompagnon fort, „auch den Dialog wirst du bestenfalls du machen. Im Rohbau wenigstens. Meine Aufgabe wird es dann sein, an dem Gange mit dir zu helfen.“

Ich fertigte also das Szenarium an und machte den Dialog. Die Komödie war bald fertig. Das heißt, das glaubte ich. In Wirklichkeit begann die Komödie erst, und zwar von dem Moment an, da wir an das gemeinsame Feilen gingen. Da merkte ich erst, was für einen in jeder Beziehung tüchtigen Kompagnon ich hatte der seinem einzigen Komma erlaube, dort stehen zu bleiben, wo ich es hingestellt hatte — nein! Ja, auf die Interpunktion verstand er sich nicht minder wie auf die Orthographie, in der er mir mehrere belächelnde Schnitzer nachschies. — „Aber alles das“, sagte er, nachdem er mein Manuskript mit richtigen Punkten, Kommas, Ausdrucks-, Fragezeichen und Gedankenstrichen versehen hatte, „alles das“, so sagte er, „ist noch gar nichts. Meine eigentliche Arbeit beginnt erst jetzt. Sie besteht darin, daß ich den Versuch mache unter gemeinlichem Stück anzubringen. Auf einer ersten Bühne natürlich. Versteht du mich?“

Ja, ich verstand. Alles verstand ich mit einem Male. Ich begriff, wie wenig meine ganze Arbeit an dem Stück, wie groß sie auch gewesen sein mochte, im Grunde doch zu bedeuten hatte, wenn man sie mit der Arbeit verglich, die es macht, ein Stück nicht zu schreiben, sondern anzubringen. Da war mein Kompagnon so recht am Platz. Das war er in Wirklichkeit, denn keiner war in München so gut eingeführt wie er, er kannte alle Firmen, und gar was die Komödienbranche betraf, so konnte sich ein jeder Bühnenleiter, sofern er ihn auftriefte, getroßt auf ihn verlassen. Meinem Kompagnon war es ein leichtes, mein Stück, zu dem er die Bei- und Gedankenstriche, die Ausdrucks- und Fragezeichen, gezeichnet hatte, im Handumdrehen anzubringen. Auf einer ersten Bühne kam es sofort auf den Spielplan. Und der Autor hieß: Glatter Kal.

Nachdem nun der Komödie erster Teil vorbei war, legte ihr zweiter Teil ein, der darin bestand, daß ein großes Rätselraten anhub darüber, wer es wohl sei, der sich hinter dem originellen Pseudonym Glatter Kal verberge. Mein Kompagnon hielt sich viel zu eifrig an unsern Vertrag, als daß er verraten hätte, daß ich und er die Autoren seien. Er verriet überhaupt nichts, der Schlaupf — er deutete nur leise etwas an. Er deutete nur an, daß er der Autor sei — er und noch ein Zweiter. Aber indem er auf diese zweiten hinwies, sah er die Schalken auf eine Art hoch, daß ich in den tiefsten Ortus des ewigen Nichts ankniffen hinabsinken mußte. Dort lag ich nun, kein Hund bellte meinen Namen, und all meine Hoffnung konnte nur noch darauf gerichtet sein, daß jene Komödie, die nicht von mir war, sondern von einem glatten Kal, den mit bemerkenswertem Talent mein Kompagnon spielte —, daß jene Komödie, meine ich, durchfallen möge.

Und sie fiel so gründlich durch wie ich es gehofft und wie es mein Kompagnon ganz bestimmt niemals erwartet hatte. Während ich als die vierte Komödie, 1000 Kilometer weit vom Willkür, reiste ich mein Kompagnon im Parkett und mußte es erleben, wie man ein Stück, das nicht von mir, sondern von ihm, dem glatten Kal, war, erbaunungsvoll anguckte. Ganz Schwach wurde am nächsten Morgen keinen Namen als den eines talentlosen Menschen aus, womit ihm doch ganz bestimmt Unrecht geschah, da er es doch mit recht erheblichem Talent verstanden hatte, ein völlig talentloses Stück an einer vornehmen Bühne anzubringen.

Damit tröstete ich ihn denn auch wobei ich hinzufügte, daß dies kein Talent sich früher oder später sicher doch durchsetzen würde. Und ich tat noch ein übriges, indem ich den Plättchen, die nur seinen Namen als den des Autors genannt hatten, schrieb, daß von mir der talentlose Text, von ihm dagegen die völlig einwandfreie Interpunktion herrührte. Seit diesem Tage verachtet mich mein ehemaliger Kompagnon tief. Und um seiner Verachtung Ausdruck zu geben, ging er zu einem Rechtsanwalt, den er damit beauftragte, ein Darlehen, das er mir einmalig gegeben hatte, sofort auf rechtmäßigem Wege einzutreiben.

### Historische Aprilscherze.

Als einer der ersten geschichtlichen Aprilscherze, die uns überliefert sind, wird die seltsame Wette genannt, die Philipp der Gütige von Burgund 1466 mit seinem Hofnarren Kölling abschloß. Am 31. März, als man von den Scherzen des folgenden Tages sprach, sagte der Herzog zu dem Narren, wenn es ihm gelänge, ihm am 1. April einen Streich zu spielen, so wolle er ihm keine Narrenkappe bis zum Rand mit Dukaten füllen; bräute er es nicht zustande, dann sollte er keinen Kopf verwirklicht haben. Der Narr ging darauf ein. Der König vergrößerte sich daraufhin mit seinen Tüchgenossen. Kölling des Abends so fleißig zuzutrinken, daß dieser betrunken wurde. Das gelang auch. Der Narr fiel schließlich hinfällig vom Stuhl und wurde nach Hause gebracht. Am nächsten Morgen ließ der Herzog den Narren aus dem Bett holen und in ein Zimmer bringen, wo ein Blutgeruch aufschlugen war und der Henker mit blühendem Schwert des armen Sünders harnte. Der König empfing den Narren mit den Worten: „Du hast das Leben verwirkt, dann du hast den 1. April verschlafen.“ Mit angstverzerrter Miene legte der Narr sein Haupt willig auf den Block, aber der Henker holte aus seinem Mantel eine — Blutwurst hervor und schlug damit Kölling auf den Nacken. Der Herzog und seine Begleiter brachen in ein lautes Lachen aus, das aber verstummte, als der Narr leblos zu Boden sank. Augenblicklich hatte der Scherz ihn getötet. Dem Herzog traten die Tränen in die Augen über die so unbedachte Wirtung; unter bestigen Selbstanklagen warf er sich über die Leiche seines geliebten Narren. Da aber sprang dieser plötzlich mit lautem Lachen auf und hielt dem Herzog seine Kappe hin mit dem einsigen Wort: „Sahle!“ Sein Kausch, sein Schlaf, sein Todesstreich, alles war von ihm gespielt worden, um den Herzog anzuführen und Philipp der Gütige füllte ihm seine Kappe mit Dukaten. Die französische Sitte, am 1. April einen „Aprilfisch“ zu fischen, benutzte der Prinz von Condé zu einer Verführung des Kardinals Mazarin. Dieser ließ sich bekanntlich gern Gekelsche machen. Als ihm aber der Wein am 1. April einen Fisch von zweifelhafter Frische schickte, lehnte er diese Gabe entrückt ab. Als der Graf von Montfort den Prinzen den Fisch zurückbrachte, sagte dieser: „Ich bedaure die Handlungsweise meines Eminenz“, und aus den Eingeweiden des Fisches holte er einen kostbaren Brillant hervor. Als Mazarin davon hörte, war er untröstlich über die ihm entgangene Kostbarkeit. Friedrich der Große hat einmal den Aprilscherz für seine Politik ausgenutzt. Es kam ihm darauf an, als im Jahre 1767 Kriegszug bestand, die Aufmerksamkeit der neuartigen Berliner von seinen Rüstungen abzulenken, und er erbrachte daher in die „Berlinerischen Nachrichten“ die Schilderung von einem noch nie dagewesenen Unwetter, bei dem Hagelkörner in der Größe von Kürbissen gefallen seien. Diese „Aprilie“, wohl eine der ältesten, die die Zeitungen gebracht haben, beschäftigte das Publikum sehr. Ein Professor suchte die Sache in einer langen Abhandlung zu erklären, und die Regierde war von den Völkern am politischen Himmel abgelenkt. Ein großer Freund des Aprilscherzes war Peter der Große, und er war in seinem Mittel nicht wahllos, um seine Umgebung und sein Volk anzuführen. In einem 1. April ließ er in der Nähe von Petersburg heimlich einen gewaltigen Holstisch aufschichten und in der Nacht anzünden. Von dem weithin sichtbaren Feuerchein erschreckt, eilten die Bauern nach der Residenz, weil sie glaubten, Petersburg brenne. Aber als sie in die Stadt hinein wollten, wurden sie von Truppen aufgehalten, es entstand ein wildes Durcheinander, bis schließlich ein Offizier mit den Worten die Aufklärung gab: „Der 1. April!“

### Gastfreundschaft.

Von Peter Dill.

Ich bin immer für vereinfachte Verfahren. Und ich habe nie begriffen, weshalb die deutsche Frau ganze Vormittage in der Küche zubringt. Wenn sie es mir erklären würde, ich würde es deshalb doch nicht verstehen. Es gibt Dinge, die einem nicht liegen. Dazu gehört für mich das Stundenlang Warten am Herd auf Gerichte, die man in einer Viertelstunde ist. Es wäre doch viel hübscher umgekehrt.

Meine Freundin, die Maserin, hat neben ihrem Atelier einen kleinen Raum, in dem eine Ottomane, ein Kauschisch, ein Seidentisch und ein Schreibtisch stehen, und in der Ecke hinter einem bunten Vorhang ein grünes Gefäß mit Geschirr. Ich besuche meine Freundin in gewöhnlich auf der Durchreise gegen Mittag, denn dann ist sie am sichersten anzutreffen. Sie ist gewöhnlich gerade beim Unterrichten oder ertrifft mich noch etwas. Wächst sich die Hände und in fünf Minuten steht der Wasserkessel auf dem Spiritusfocker in der Ecke. Sie säubert aus dieser Ecke einen blauen leinenen Wandfächer hervor, entnimmt ihm ein paar Tische und Schüsseln, deckt dazwischen den Seidentisch, räumt ihn ab, bedeckt ihn mit einem großen, lustigen italienischen Tischentuch, stellt buntes Porzellan und Besteck drauf, während ich eine Zigarette bekomme und warten muß, bis alles bereit ist, denn ich muß zum Lunch bleiben. So lebe ich mich auch sträube. Ich muß mit essen, man ist immer eingeladen bei meiner Freundin. Ich nicht weil sie reich ist und über Mittel verfügt, nein, weil sie gastfrei ist, und solche Leute sind gewöhnlich nicht reich. Sie ist die schönste Dame der Welt.

In seinem reichen Bürgerhaus, seinem Schloß, wird man mit dieser Freude begrüßt und bewirtet wie bei ihr. Deren Bekk in den Atelierräumen ein paar schönen Perlen und einem gefüllten Vorratsschrank besteht. Es ist ihr Genie so, sie kann etwas, was andere nicht können. Sie braucht weder das Gesicht eines Hausherrn noch das Gedrömm einer Köchin über den ungeliebten Gast zu fürchten. Sie ist Herrin in ihrem kleinen Reich. Wenn ihr jemand zur Mensurzeit ins Haus schneit, so ist sie und deckt. Zuerst kommt die Weisdrücke. Zwei große Büffel in die großen gelben Tassen geben, heißes Wasser darauf, umgerührt, und eine flüssige Bouillon ist fertig. Sie schneidet Brot, in seine Scheiben, Papiererleichter gibt es auch, ob es ist nicht wie bei armen Leuten, frisches Wasser in schön geschliffene Gläser gefüllt, da schmeckt's noch einmal so gut. Etwas Dessert wird aus der Ecke hervorgezaubert, eine Feine geteilt ein Rahmkäse aufgestellt. Inzwischen baden die Eier und der Speck in der Pfanne, und die vorher fertig gekochten Kartoffeln werden rasch geröstet. Während wir beglücklich unsere Weisdrücke zu uns nehmen, treiter Gang: Gedachte Eisgelenker auf gebratenem Speck. Mit Salat den sie gewirrt und gewaschen hat, während sie zwischen Zimmer und Atelier hin und her gehend mir von ihrer italienischen Studienreise erzählt, die sie diesen Sommer gemacht hat. Ohne Geld, nur mit einem Auftrag in der Tasche. Sechs Wochen Italien. Sie ist ganz erfüllt davon. Es war ihre Erholung, ihre Geliebte, merrenaufrichtig und eine Menge Studien aus diesen Ferien tagen. Rast sie vor mir auf. Eine entzückender.

früher, bereitet wie die andere... Verona, Padua, die Campagna bei Rom. Dann sind wir beim dritten Gang, Butter und Käse dann kommt das Obst. Dazwischen mahlt sie auf der türkischen Mühle den Kaffee... den gibt's zwar nicht alle Tage, aber wenn ich komme, gibt es echten Kaffee... Dann heißt es: die Obstsalat aus Sofa... und ich muß mich ausziehen und meinen teilmüden Kopf in den vielen weichen Kissen lagern, während sie den Kaffee frisch zurechtmacht. Keine Umstände, bewahre... der Kaffee dampft ein echter Mokka... aus einer Kaffeedose kommen frische Butterfates hervor, die hat ihr mal einer mitgebracht... Zigaretten sind auch da, sogar recht gute... keine mit Pariummüll für Damen... Das Ganze hat keine Eile, gedauert, die Vorbereitungen zu diesem reizenden Lunch, bei dem wir alle satt geworden sind, es ist die kurze Ruhe, die Ruhe der intelligenten Frau...

Aber damit sind die Mays meiner Freundin noch lange nicht erledigt. Einmal befand ich sie mit einem riesigen Blumenstrauß aus einem süddeutschen Gart, da gab es Primeln und Kertoffelkaktus, ein andermal Selleriepflanzen oder ein prächtiges Bauernfrühlings, zwei Pfirsichbäume, gefüllt mit Speckartoffeln, dazu Salat oder ein: Kumpott aus einer Büchse. Und nie habe ich gesehen, was das eigentlich alles herkam, wie es gemacht wurde, nie wurde von Breien gesprochen, nie über irgend etwas geklagt... Und alle Vorbereitungen, ich kann's behaupten, zu diesen improvisierten Mahlzeiten haben nie länger als eine Viertelstunde gedauert... Das gewisse Ding, die längere Fertigungszeit brauchen, vorbereitet waren... das ist es, was die Mahlzeiten in einer Spielerei machte... Sie lachte, während sie ihre Schülerinnen abfertigte, während sie das Atelier aufräumte, mit neuen Bildern aus den Wänden zeigte... Weshalb also die Hälfte seines Lebens in der Küche zubringen, wenn dasselbe Resultat auf diese Art erzeugt wird?

Feiner und elegant, in luftigem Rock, ohne Küchenschürze, ohne Bedienten, ohne Klagen über Breie und Zeiten... und ohne sich auch nur einen Augenblick aufhalten zu lassen von ihrer notwendigen und profanen Beschäftigung, den Salat zu püken, erzählte sie aus Italien und wir reisten vollkommen durch sonnenüberflutete Landschaften, und hielten staunend vor alten Palazzos still. Und zu meinem Schrecken aus hörte und sah ich nur Schönes... Redierungen und Bilder, fein und frisch, lebendig und pädagogisch... Draußen zu unseren Füßen blühte eine Rotbarthele, rotrot in einem grünen Park und in der Ferne glitzerte der Fluß unter Traufkanten hohen Bäumen...

## Frauen-Zeitung

**Temperament und Ehe.** Eine englische Zeitschrift hat wieder einmal die Frage aufgeworfen, welche Männer sich am besten zur Ehe eignen, und eine Schriftstellerin hat die Antwort gegeben, daß der „temperamentvolle“ Mann ein wahres „Gift“ für die Ehe sei, und daß man ihm das Heil raten verbieten müsse. Diese ebenso fähne wie vage Behauptung nimmt Anna Blount zum Ausgang, um einiges über Temperament und Ehe zu sagen. „Nehmen wir an“, schreibt sie, „daß der Mann mit leichter Erregbarkeit, oft wechselnder Stimmung und einer gewissen Feinlichkeit als „temperamentvoll“ zu gelten hat. Ist ein Betragen in der Ehe wirklich so „giftig“? Ist er tatsächlich stets ein unangenehmer Partner im häuslichen Leben? Ein solcher Mann, der zweifellos gewisse weibliche Züge aufweist, mag für eine ähnlich veranlagte Frau nicht das Richtige sein. Das Wort, daß die Gegensätze sich berühren, gilt besonders für die Wahl bei der Heirat. Aber ob die feinfühligste und in ihrer Stimmung veränderliche Frau gerade mit einem phlegmatischen und gleichmütigen Mann sehr glücklich werden wird, ist eine andere Frage. Gerade Frauen, die den „hundertprozentigen Mann“ für ihr Ideal ansehen, heiraten sehr selten solche, die sich diesem Ideal nähern. Der Grund dafür mag der sein, daß es nur wenige Männer gibt, die in ihrem Wesen nicht gewisse weibliche Züge aufweisen, und gerade der „feminine Mann“ entfaltet in der Ehe oft die wertvollsten Eigenschaften. Er hat die besondere Begabung, die Feinfühligkeit und Veränderlichkeit im Wesen seiner Lebensgefährtin nachzuahmen; er kann sich den durch die Ehe geschaffenen neuen Verhältnissen leichter anpassen und wird bei dem nun einmal unbedingt notwendigen Kompromiß, das jede gute Ehe darstellt, eher zur Nachgiebigkeit geneigt sein. Besonders die Frau mit starkem Charakter, die männliche Züge in ihrer Natur aufweist, wird sich zu diesem „temperamentvollen“ Mann hingezogen fühlen. Es ist eine viel erörterte Frage, ob ein Mann, der eine leidenschaftliche Hingabe an schöpferische Tätigkeit besitzt, ein Künstler, ein Forscher oder Gelehrter, es wagen darf, ein eigenes und einer anderen Person Glück durch eine Ehe aufs Spiel zu setzen. Nur wenn die Frau eines solchen Mannes sich vorher über die Auswirkungen dieses Temperaments ganz klar ist, darf sie ihn mit der Aussicht auf eine glückliche Ehe heiraten. Dem Künstler, dem Gelehrten steht sein Werk über seinem persönlichen Glück und damit auch über dem Glück seiner Ehe. Ein solcher Mann verlangt Opfer von der Frau. Aber glücklicherweise gibt es viele Frauen, die ein solches Opfer gern auf sich nehmen, und überhaupt heiraten die Frauen gern Männer, deren hervorragende Eigenschaften durchaus nicht ideal sind. Wie langweilig und trübe würde die Welt sein, wenn sich nicht gerade in der Ehe die Gegensätze anziehen und zu einer doch immerhin erträglichen Harmonie gelangen würden!

## Welt und Wissen

\* Die Behaarung der Raupen ist ein Schutz- und Tarnmittel, das sich bei den Bärenpinnern zu dicker Befahrung heftet. Ein solch eckiger Bärenpelz mag man schon Sturz mitföhren, den Schilmschuppen ihre heimtückischen Angriffe erschweren und den Bären einen soch borkigen Bissen vermeiden. Zur eigentlichen Waffe oder werden die Haare da, wo sie hoch sind, mit einer Giftblase in Verbindung stehen und womöglich noch Widerhaken tragen, also vergrößerte Todstingeln darstellen, wie dies namentlich bei den berüchtigten Prozessionsraupen der Fall ist. Jedes dieser borkigen Hochhaare mündet unten in eine große Drüse aus, die weit in die mit Blut gefüllte Leibeshöhle der Tiere hineinragt und daher fortwährend mit neuem Stoff versehen werden kann. Jede erwachsene Prozessionsraupe besitzt mehr als 5000 dieser schrecklichen Giftblöcke, die so leicht abbrechen, daß eine solche Raupe immer von einer förmlichen Wolke dieser zarten und doch so tödlichen Giftstoffe umgeben, die Luft wie mit Giftstaub angefüllt ist. Die Wirkung dieser eigentümlichen Waffen ist kräftig genug. Sie haben sich in die Schilmschuppen namentlich der Larvenorgane ein, rufen einen stark brennenden Schmerz hervor und veranlassen Entzündungen und Anschwellungen, die sogar gefährlich werden können und in verheerenden Fällen beim Rückwärt zum Tod geführt haben. Unsere Fögel haben eine heilige Scheu vor den webhaften Prozessionsraupen mit alleiniger Ausnahme des Kuckucks, der sie massenhaft vertilgt und gerade dadurch sehr nützlich wird. Die Haare der verzögerten Raupen heften sich in die Brustwunde seines Vogens ein, der dadurch ausbleibt, als sei er mit Nils ausgefüllt. Beim Grafsch. der gleichfalls unbekümmert diese unangenehmen Borkenraupen verschluckt, bohren sich die Haare gelegentlich sogar durch die Darmwände in die Leibeshöhle, wo sie durch Rastumladung unheilbar gemacht werden.

## Neue Bücher

\* **Lion Feuchtwanger: „Die bürgerliche Herzogin“.** Roman. (Holtzschand der Bucherfreunde, Wegweiser Verlag, G. m. b. H., Berlin W. 50.) Das Schicksal der Margarete Mautsch, der Gattin Ludwigs des Bayern, Kurfürsten von Brandenburg und Herrin von Kärnten und Tirol, hat dem Münchener Dramatiker Lion Feuchtwanger den Stoff zu diesem interessanten Roman aus dem Ausgang des Mittelalters gegeben. Ein Frauenstück, ebenso reich an Enttäuschungen wie an geschichtlich bedeutungsvollen Konflikten, wird hier durch die lebensvolle Darstellung von historischen Begebenheiten zu einem farbenreichen Kultur- und Zeitgemälde, dessen scharf gezeichnete und scharfgezeichnete Figuren sich mit der psychologischen Einstellung zu dem interessanten Thema sehr wirksam aus dem spärlich gezeichneten Ablauf der Handlung herausheben. Die Fähigkeit der „Mautsch“ ist letzten Endes stets die Ursache veränderter Sympathien, persönlicher und politischer Milderfolge, läßt alle guten Absichten auf Nichts stehen oder ins Gegenteil umschlagen. Aber die Enttäuschungen ihres liebsten Lebens wird sie schließlich zur Abenteurerin, die sich mit politischen Intrigen und ebeherischen Affären beschäftigt, ihre Rivalin, die schöne Agnes von Bayern, vergiftet läßt und ihr Leben an Österreich verpfändet, um es nicht in die Hände der Widersacher fallen zu lassen. Das Ende ist das Kloster, in dem die vermählte bürgerliche Frau endgültig die Ruhe such, die sie in der Welt nicht finden konnte. Gebannt von der unmittelbaren Wirkung der meisterhaft lebendigsten Erzählung, ist man sich ganz und willig bis zur letzten Seite dieses ausgezeichneten Romans zu folgen.

\* **Unsere Feinde — Berliner Humor.** Sprache, Wesen und Humor des Berliner. Von Dr. Franz Lederer. Verlag der Germania, Berlin C. 2.) Der durch seine Berliner Beiträge, Schriften und Vorträge bekannt gewordene Verfasser, selber ein Berliner Kind, legt hier die Ergebnisse jahrelanger, eifriger Sammelarbeit nieder. Vom ästhetischen Standpunkt aus stellt er den Berliner dar mit seiner Verbeiz, Schlagfertigkeit und Ironie, seinen komischen Übertreibungen, humoristischen Bildern, drastischen Vergleichs- und doch im Grunde guten Herzen. Die berühmtesten Berliner Originale: Friedrich der Große, Madame Tullie, Papa Brangel, Friedrich Wilhelm IV., General Peler, Kroll-Engel, der alte Sieben, Schadow, Otto Reuter, Dr. Brencke, Max Liebermann u. a., werden mit ihren markantesten Ausdrücken geschildert. Nicht amüsant ist das Kapitel „Wenn der Berliner Hochdeutsch schreibt“ mit höchst originellen Stilblüten aus Briefen an ein Wohnungsamt. In einer Reihe von Berliner

„Erläuterungen“ gibt der Verfasser Zeitbilder von unwiderstehlicher Komik, die ihn als gewandten Parodisten erscheinen lassen. Eine Fülle von geistreichen und ungeheuren Zuerungen des Berliner Volkslebens, Anekdoten und Beispielen machen das Werk zu einem der lustigsten unserer Tage. Für humoristische Beiträge in Vereinen und Gesellschaften bietet sich hier reichlich Stoff.

\* **In Reclams Universal-Bibliothek erschien: „Lise von Frankreich: Die letzte Redenburgerin“.** Roman. Mit einem Nachwort von Dr. Hermann Dohse. U. B. Nr. 6435 bis 6439. (Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig.) „Die letzte Redenburgerin“ bleibt ungewiss, ob man die Unfälle der deutschen Romane durch das engste Sieb schütet, sagt ein bekannter Literaturhistoriker, „ein Schicksal, das von den Romanen nach Goethe wohl kaum ein Tagend teilen wird“. Scharf gezeichnete Charaktere, heikelm, atemdem Leben erfüllt, männlich-kraftige Schilderung, die unwiderstehlich den Leser begünstigt, weil sie mit Reiz durchdringt ist, und kluge, geklärte Lebensauffassung vereinigen sich in diesem Werte. Auch die Meisterwerke „Träulein Mathchen und ihr Lausmeier“ von der Gräfin von H. liegt bei Reclam (U. B. Nr. 6435) erschienen. — Ferner erschien U. B. Nr. 6431: Thomas Mann: „Tristan“. Roman. Ein neues Nachwort von Rudolf S. Geldmann. Mit Thomas Mann gewandt die Universal-Bibliothek für die Reihe ihrer modernsten Autoren einen Namen allerersten Ranges. „Tristan“ ist sein Können würdig repräsentiert. Diese ausgezeichnete Novelle, die in einem Sanatorium spielt und deren Hauptfiguren eine wunderbare poetische Frauengestalt und ein bürgerlicher, überauswunderscher Schicksal sind, ist von einer lebensvollen Weisheit, wie sie in solchen Verfassungen selten erreicht wird, und entspricht ebenso durch die geistreiche philosophische Darstellung wie den köstlichen Humor und die feine Satire, die überall in ihr aufleuchtet.

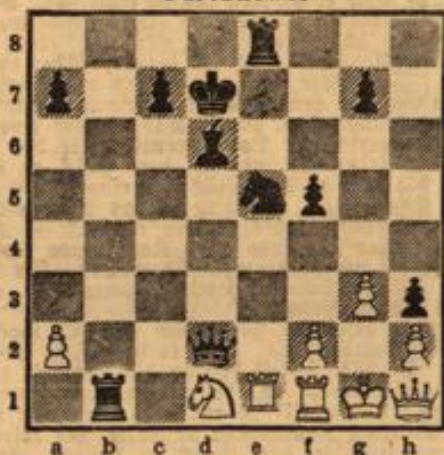
\* **„Der Gregorianische Choral“.** Von B. Dominicus Jöhner. Verlag von J. Engelhorn Nachf., Stuttgart. Als neuester Band der „Musikalischen Bibliothek“ erschien dieses die wertvolle Arbeit des gelehrten Benediktiner-Paters von Rhein. Der Autor gewährt einen Überblick über die Geschichte des Gregorianischen Chorals, wie sich derselbe von den ältesten christlichen Zeiten her, trotz äußerer Veränderungen in der Rhythmus, im Ausdruck und Vortrag doch rein erhalten hat und nebst dem liturgischen im katholischen Gottesdienst allgemein und in der modernen Tonkunst mit Vorliebe auf diese uralten Weisen zu vernehmen und der Bildung der Melodie dadurch neue Wege zu erschließen suchen — macht diese tiefgründigen Forschungen merkwürdig aktuell. Für die katholischen Geistlichen aber wird das Buch wegen seiner praktischen Anweisungen zum Vortrag der Choräle unentbehrlich sein.

## Spiele und Rätsel

### Schach.

Bearbeitet von R. Wodeweller.

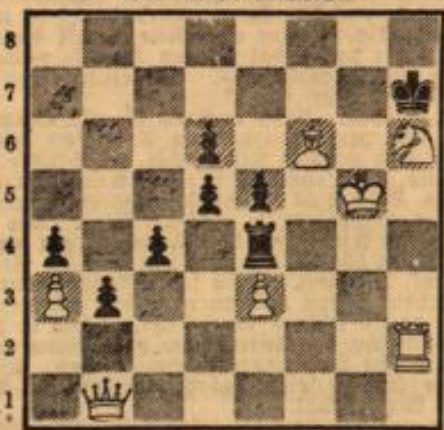
#### 495. Partiestellung Tartakower



W. Cohn

Schwarz zieht und Weiß gibt auf.

#### 496. P. A. Orilmont.



Weiß: Kg5, Db1, Th2, Lf6, Sh6, Ba3, e3;  
Schwarz: Kh7, Te4, Ba4, b3, c4, d5, d6, e5.

Matt in 3 Zügen.

495. Auf Wunsch vieler Schachfreunde wird die Schachspalte öfters interessante Partiestellungen als Aufgaben geben. Natürlich sind solche Probleme aus der lebendigen Praxis viel seltener als Kunstprobleme. — Hier ist also Schwarz am Zuge, findet den stärksten Zug, und Weiß gibt nach längerer Überlegung mit Recht auf. Ein guter vornehmer Spieler weiß, daß Todeszuckungen auch auf dem Schachbrett unästhetisch wirken als der Tod. — 496. Der schwarze König ist kalt gestellt (patt), der Turm gefesselt. Weiß kann einen Durchbruch seiner schweren Figuren durch die Bauernkette vorbereiten, um auf der 7. Reihe matt zu geben oder den Turm schlagreif zu machen.

#### Der Weg des Schachs. VIII.

Auffällig sind bei der Weiterentwicklung des Schachspiels die romanischen Länder zurückgeblieben. Allzu junges Festhalten an alten Traditionen, das lebhafteste Temperament, das dem modernen mehr strategischen als taktischen Spieltyp sich erst anpassen muß, mag daran schuld tragen. Doch wenn nicht alles trübe, werden Frankreich (Renaud und Muffang) und Belgien (Collé) bald Meisterkandidaten zu den internationalen Turnieren senden können. Sehr schachthüchtig ist man, dank der Valuta, in der Schweiz, in Holland (Euwe!) und in Schweden. Das Schach ist auf dem Wege, die ganze Welt zu erobern. Nirgends sind ihm Grenzen gesetzt, es überwindet alle Hindernisse. Die babylonische Sprachenverwirrung könnte den Siegeszug des Schachs nicht hemmen; es braucht nicht Ido noch Esperanto.

es ist selbst so beredt, daß es der menschlichen Sprache nicht bedarf. In seiner Einfachheit und doch Vielseitigkeit ist es ein Weltwunder. Soviel mehr der Geist über dem Körper steht, soviel übertrifft das Schach alle anderen Sportarten, denen es aber nie zum Gegner wird. Morphy und Laskers Namen werden noch leben, wenn von Dempsey und Johnston keine Zeile mehr meldet. Das Schach und mit ihm aller Sport haben eine völkereinigende Sendung, deren Erfüllung auf dem Wege ist. In New York hatte das Schach seinen großen Ehrentag. — (Ein Raum für das Schachspiel und Billardspiel sollte im Wiesbadener Zukunftstadion nicht vergessen werden!)

#### Partie Nr. 229. — Damenbauer.

Gespielt in New York am 18. März 1924.

Weiß: Alechin; Schwarz: Dr. Lasker.

1. d4, d5; 2. c4, e6; 3. Sf3, Sf6; 4. Sc3, Sd7; 5. cxd5, exd5; 6. Lf4, c6; 7. e3, Sh5; 8. Ld3, Sxf4; 9. exf4, Ld7; 10. g3 (Alechin glaubte jetzt besser zu stehen, der Schachfreund glaubt's nicht; Lasker führt den treffenden Beweis, daß Weiß schon besser steht.) 0-0; 11. 0-0, Tf8; 12. Dc2, Sf8; 13. Sd1, f6! (der Tropfen Gift!) 14. Sc3, Le6; 15. Sh4, Lc7; 16. b4, Lb6; 17. Sf3, Lf7! 18. b5, Lh5; 19. g4, Lh1 (Das Gift wirkt der weiße Königsflügel ist geschwächt. 20. bxc6, Tac6; 21. Db2, bxc6; 22. f5, Dd6; 23. Sg2, Lc1. 24. Th1, h5! (Die Strategie hat ihre Schuldigkeit getan, die Taktik kann beginnen.) 25. h3, Sh7; 26. Txc6+, Txc6; 27. Tel, Tb8; 28. Dcl, Sg5; 29. Se5, fxe5; 30. Dxc6, el. 31. f6, g6; 32. f4 (schon Verzweiflung), hxc6; 33. Lc4, gxc6; 34. Lh5, Tb2! 35. Sh4, Dxf4; 36. Dxf4, Lxf4. Weiß gab jetzt die hoffnungslose Partie auf. „Laskers Stil ist klar wie frisches Wasser — mit einem Tropfen Gift darin.“

#### Wiesbadener Schachverein.

Er stand wieder einmal unter Zugzwang. Café Maldaner wird ein modernes Konzerthaus, und so verließ der Verein die gewohnten gastlichen Räume, in denen er so viele Jahre im besten Einvernehmen mit Besitzern und Personal zugebracht hatte. Glücklicherweise fand der Verein im benachbarten Café Odéon (Marktstr. 26, I. Stock) sogleich wieder ein behagliches würdiges Unte kommen. Die Mitglieder und Schachfreunde mögen kommen und sehen. Spielzeit täglich schon in den ersten Nachmittagsstunden.

#### Lösungen.

490. 1. Tc6! — 491. 1. Le7! (z. B. Dxc7; 2. Dxd7, Txd7; 3. Td8!) — 492. 1. Kh2! — Löserlöste: Die Herren F. S., M. N. (490, 492).

Briefkasten. J. J.: Sie haben recht; mit 1. Tc4 ist Nr. 487 nebenlos; auf d3 müßte wohl ein B stehen. In der g wollten Lösung kommt nach 1. Dg1, Kxd5; 2. Db4, g5; 3. Db5 #.

## Rätsel.

### Silbenaustauschrätsel.

In nachstehenden Wörtern ist stets die letzte Silbe zu streichen und dafür vorne eine neue Silbe anzusetzen, so daß Wörter entstehen, welche bedeuten: 1. Werkzeug, 2. Schwimmvogel, 3. Küchengerät, 4. italienische Stadt, 5. weiblicher Name, 6. Laubbaum, 7. deutscher Fluß, 8. Körperteil. Sind die Wörter richtig gefunden, so ergeben die Anfangsbuchstaben einen berühmten deutschen Erfinders.

1. Gera, 2. Trogel, 3. Neger, 4. Saturn, 5. Made, 6. Degen, 7. Lerche, 8. Schiffsteil.

### Besuchskartenrätsel.

Was ist der Herr?

Erich van Segurs

Genf.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

### Auflösungen der Rätsel in Nr. 76:

Bilderrätsel: Erst der letzte Schritt bringt auf die Spitze des Berges. — Magisches Quadrat: Ulan, Lava, Avis, Nas. Richtig Lösen: suchen ein: Heile u. R. Sittentaster in Wiesbaden, Ode, Präzel in Hahn I. T.